

Stephanie Nomayo

Von „Wurtzkrämern“ und Waldhäuschen – Wie kommt das Hexenhaus unter den Weihnachtsbaum?

In Kitzingen wurden zwei notwendige Voraussetzungen der „Pfefferkuchen“-Herstellung erfüllt. Zum einen wurde durch das Kloster die Gewinnung von Honig, die sogenannte „Zeidlerei“ betrieben, andererseits kamen offenbar auch jene, für die Lebkuchenherstellung so notwendigen Gewürze auf der aus Nürnberg führenden Straße der „Pfeffersäcke“ über die Mainbrücke in die Stadt. Mit dem 1628 in der *Topographia Kitzingae* erwähnten Paul Gleßner bekommen wir den ersten Kitzinger Lebküchner und „Wurtzkrämer“ zu fassen. Die Tradition der Lebkücherei in Kitzingen dürfte aber noch wesentlich weiter zurückreichen.

Lebkücherei in Kitzingen

Nürnberg wurde bereits im 14. Jahrhundert für seine Lebkuchen bekannt. Neben Ulm, Basel, Köln und Augsburg entwickelte sich diese fränkische Stadt zu einer der bedeutendsten Produktionsstätten des Honigbäckerhandwerks. Begünstigt wurde die Entwicklung zum einen durch die Bienenzucht, die sogenannte Zeidlerei, welche in den Bienenstöcken des Nürnberger Reichswaldes von den umliegenden Klöstern betrieben wurde, andererseits durch die Gewürzstraße, die sogenannte ‚Goldene Straße‘, die einer vorgeschichtlichen Verbindung folgend,¹ im 14. Jahrhundert durch Kaiser Karl IV. ausgebaut, neben Zinn und Kupfer auch jene unzähligen, zunächst namenlosen und mit dem Sammelbegriff „Pfeffer“ bezeichneten aromati-

schen Ingredienzien und Kräutlein von Prag über Nürnberg nach Frankfurt führte. Die ältesten Steinbrücken Mitteleuropas, darunter die Würzburger, Frankfurter und Kitzinger Mainbrücke, bezeugen die historische Bedeutung dieser Fernverbindung als mitteleuropäische Haupthandelsroute.

Die Beziehungen zwischen Nürnberg und Kitzingen waren, abgesehen von der gemeinsamen günstigen Verkehrslage, im 15. Jahrhundert auch auf politischer Seite sehr eng. Zumal jene, seit der Verpfändung Kitzingens im Jahr 1443 als neue Kitzinger Stadtherren agierenden Markgrafen von Brandenburg gleichzeitig auch Burggrafen von Nürnberg waren.² Es steht zu erwarten, dass sich unter diesem nachhaltigen Nürnberger Einfluss auch entsprechende Handwerkszweige in Kitzingen entwickelten. Tatsächlich etabliert sich zu dieser Zeit, wohl gefördert durch den Handel mit Zinn und im gegenseitigen Austausch der Gesellen, das Handwerk der Zinn-, oder Kandelgießer, zunächst in Etwashausen und dann in der Stadt Kitzingen selbst. Ob allerdings die Kitzinger Lebkücherei in diese Zeit zurückreicht, kann, wie bei vielen Phänomenen der Sozialgeschichte, nur vermutet werden.

Der erste in Kitzingen archivalisch erwähnte Lebküchner war jener 1628 in der „*Topographia Kitzingae Codomanni*“³ auf dem Kitzinger Marktplatz unter Haus Nr. 11 bezeugte Paul Gleßner, der zusätzlich den Beruf eines „Wurtzkrämers“ ausübte. Diese Tatsache zeigt, dass spätestens im ausgehenden Mittelalter ein Kitzinger Zugriff auf jene begehrten Gewürze und sel-

tenen Spezereien wie Anis, Kardamom, Muskat, Ingwer, Zimt, Nelken etc., die auf der aus Nürnberg führenden Straße der ‚Pfeffersäcke‘ durch Kitzingen über die Mainbrücke befördert wurden, gehabt haben muss.

Neben der Versorgung mit Gewürzen dürfte in Kitzingen noch eine weitere, notwendige Voraussetzung der ‚Pfefferkuchen‘-Herstellung erfüllt worden sein: die Zeidlerei, d.h., die Gewinnung von Honig, denn Honig ist – aus gewissem Blickwinkel betrachtet – ein Abfallprodukt! Er fällt nur da ab, wo Kirchen und vor allem Klöster Bienenstöcke pflegen, um an die wertvolle Substanz des Bienenwachses zu gelangen. Dieses wird bekanntlich zur Herstellung von Kerzen für den Gottesdienstgebrauch bis heute stets benötigt. Das traf mit Sicherheit auch auf das, seit Mitte des 8. Jahrhunderts bezeugte und bis 1544 bestehende Kitzinger Benediktinerinnen Kloster zu.

Seit 1722 wird die Handwerkstradition der Kitzinger Lebküchnei (auch Lebzelterei) ein paar Häuser weiter, Richtung Marktturm, am Kitzinger Marktplatz Nr. 26 fortgesetzt. Gemäß einem Eintrag im Kitzinger Steuerbuch⁴ ist in dieser Zeit „Kilian Weißbeckh“, ein Lebküchner, Eigentümer des bereits 1579 errichteten Hauses. Die Details der bewegten Geschichte dieser Lebküchnei, Wachszieherei (!) und bis heute bestehenden Konditorei erfährt man in den Obergeschossen des dort von der Kitzinger Familie Poganietz untergebrachten Kon-



Abb. 1: Der Kitzinger Marktplatz nach einer Zeichnung Georg Martins in der „Topographia Kitzingae Codomanni“; rechts das letzte Gebäude in der zurückgesetzten Häuserzeile ist das Gleßner'sche Anwesen.

ditorei-Museums (Eingang durch das Cafe Rösner), in deren Besitz sich diese traditionsreiche Zuckerbäckerstätte seit 1893 befindet.

Als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die beginnende industrielle Gewinnung von Zucker aus der heimischen Zuckerrübe zu einer drastischen Verbilligung des ehemals sündteuren Süßstoffes führt, begann der unaufhaltsame Abstieg der Honigbäcker. Es war die Geburtsstunde der modernen Konditorei. Traditionellen Honiggebäcken sagte man plötzlich nach, sie seien der Gesundheit abträglich und schlecht für den Magen. Dagegen standen die nun erschwinglichen Zuckergebäcke in der Gunst der Bürger ganz oben. Viele Lebküchner passten sich den veränderten Verbraucherwünschen an, indem sie zusätzlich Zuckerbackwaren in ihr Sortiment aufnahmen. Die Söhne der alten Lebküchner aber erlernten meist das Konditorenhandwerk. Diese Entwicklung vollzog sich auch im Hause Marktstraße 26 in Kitzingen, in dem seit Anfang des



Abb. 2: Conditorei Georg Friedrich Gebhard. Teilansicht auf einer Schützenscheibe von Andreas Schmiedel vom Mai 1865 der Kgl. Privil. Schützensgesellschaft Kitzingen von 1408. Älteste bekannte Ansicht der ehemaligen Lebküchnelei/Conditorei im Haus Marktstraße 26, Firmenschild: „Fr. Gebhard“.

18. Jahrhunderts Lebküchner ihr Handwerk ausgeübt hatten.⁵

Ein Glanzlicht der Ausstellung des Kitzinger Konditorei-Museums ist ein Konvolut großformatiger geschnittener Lebkuchenmodellen aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, das sich 1981 auf dem Dachboden des Gebäudes fand. Es belegt anschaulich, dass Lebkuchen-, aber auch die Modelherstellung in Kitzingen Tradition hatte.

Teuerung und Not: Das Hexenhaus als Gegenentwurf der Hungerjahre

„Zelto“ ist der germanische Begriff für Fladen. Um nun jene, als Lebzelten bezeichneten Fladen, mit im Teig ausgeprägten Verzierungen versehen zu können, entwickelte man aus Holz geschnittene Formen, so genannten Model. Das Pfefferkuchenhaus ist solch eine aus gemodelten Fladen konstruierte Variante der Lebzelterkunst.⁶ Auch als Knusper- oder Hexenhaus be-

kannt, gelangte es erstmals nach dem Erscheinen des Märchens „Hänsel und Gretel“ in der Sammlung der Gebrüder Grimm als Bildthema und Erzähltopos in das deutsche volkstümliche Bewusstsein.

Die beiden Sprachwissenschaftler Wilhelm und Jacob Grimm veröffentlichten 1819 ihre enzyklopädische Sammlung von Märchen und Erzählungen. Unter fortschrittlichem Ansatz suchten sie nach jenen ursprünglichen, gerne als ‚naiv‘ bezeichneten Ausdrucksformen, die ihnen von den gesellschaftlichen

Konventionen der Zeit unmittelbar nach der Aufklärung noch weitgehend unberührt geblieben zu sein schienen. Die Themen und Formen dieses volkstümlichen Vermächtnisses vermuteten sie als universell und in allen menschlichen Gesellschaften vorhanden. Ihren Ansatz scheinen speziell die ‚Hexen‘ im weltweiten Überlieferungsschatz zugeschriebenen durchaus vergleichbaren Eigenschaften zu bestätigen.

Das Hexenhaus aber passt nicht in dieses Bild! Denn entweder hat es keinen Vorläufer in unserem volkstümlichen Vermächtnis oder aber das Bild des Grimm'schen Knusperhäuschens war dermaßen beeindruckend, dass es eine eventuell zuvor vorhandene mündliche oder bildliche Tradition so wirkungsvoll überdeckte, dass sie sich bis heute nicht fassen lässt!

Dabei kennt man durchaus Hexenhäuser in aller Welt, sogar bis in die Südsee. Allerdings mit dem Unterschied, dass diese (erinnert sei hier nur an das russische

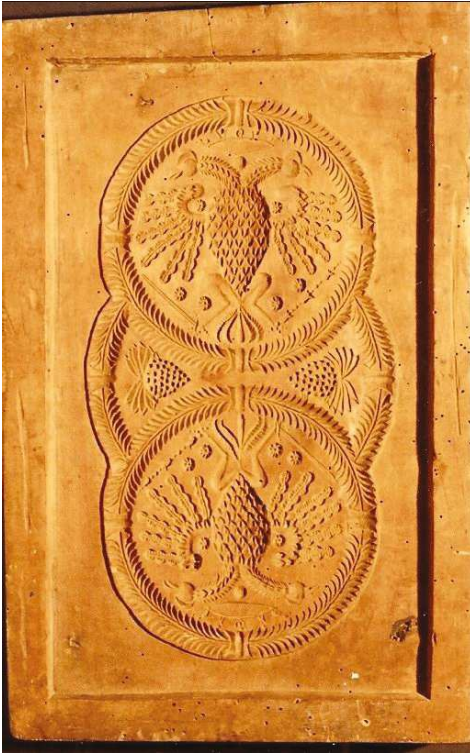


Abb. 3: Großer Lebkuchen-Model, 18. Jhd., 42 x 27 cm. Motiv: zwei doppelköpfige Reichsadler im Blätterkranz. Großer Lebkuchen für offizielle Anlässe und Feiertage. Slg. Pogonietz Inv.Nr. A.05.067.

Hexenhaus der Baba Yaga) furchterregende und wenig verlockende Behausungen darstellen, während das romantische, deutsche Knusperhäuschen einem Schlaraffenlandidyll entsprungen zu sein scheint. Als rettende Zuflucht im tiefen Wald, aber auch als wohlige Behausung, die Sicherheit und Wärme spendet, avanciert es im Märchen „Hänsel und Gretel“ zum prominentesten Motiv des Grimm'schen Märchenschatzes.

Vergleicht man die sozialen Hintergründe der Entstehungszeit der Märchen-

sammlung mit jenen nachweislich älteren, der Geschichte von „Hänsel und Gretel“ zugrunde liegenden Erzählmotiven wie der zitierten Hungersnot, der mehrfachen Kindesaussetzung durch das Einwirken einer bösen Stiefmutter und die letztlich erfolgende ‚Hexenverbrennung‘ als Befreiung der tapferen, aber schwachen Opfer,⁷ so werden zwei Eigenheiten des Märchens und damit auch des merkwürdigen Waldhäuschens deutlich: Zum einen vermag das Lebkuchenhaus ungeachtet des Fehlens jeglicher greifbaren Überlieferung eine vermeintlich ‚alte Tradition‘ zu beschwören. Es wird als ‚typisch deutsch‘ etabliert und entwickelt sich in seiner prägenden Form zu einem Anknüpfungspunkt für eine Wiederbelebung ältester Relikte des Aberglaubens, aber auch für erneuertes Brauchtum bis heute. Andererseits verrät sich in der Formulierung der genannten, besonders grausamen Erzählmotive, die einer Überlieferung spätestens des 17. Jahrhunderts (und damit einer tatsächlich alten Erzählschicht) entstammen,⁸ eine historisch fassbare Katastrophe, vor deren Hintergrund zwischen 1812 und 1843 in verschiedenen Auflagen Varianten des Märchens entstanden.

Es liegt die Vermutung nahe, dass das Hexenhäuschen seinen Siegeszug in die deutschen Stuben und damit in unser volkstümliches Bewusstsein einer allgemeinen Geistesströmung verdankt, die für diese, von Restauration und Nachkriegszeit geprägte Zeit charakteristisch werden sollte: dem Biedermeier. Das Lebkuchenhaus ist nämlich geradezu Sinnbild einer Kultivierung des ‚Häuslichen‘, und vor allem bietet es die Möglichkeit zu wohlthuender, romantischer Realitätsflucht vor der Kälte der Industrialisierung und den zunehmenden sozialen Herausforderungen wie Arbeitslosigkeit und Inflation.



Abb. 4: Dachziegel aus einer Kitzinger Ziegelhütte, 1818: „Gott zu lib will ich alles leiten [erduhlen] und wann es noch so bös gehen duds [tut]/ mein Schicksal das glach [klage] ich kein darum dhud [tut] mir keins helfen/ 1818 Paulus Kiziehn“. Der Ziegel wurde beim Abbruch einer Scheune der Unteren Mühle in Repperndorf gefunden. Er dürfte in einer Kitzinger Ziegelhütte gebrannt worden sein. 1813 setzte in der Region bereits eine Hungersnot ein, die im August 1818 ihren Höhepunkt erreichte.

Einen Hinweis auf die gesellschaftlichen Hintergründe der Zeit, in der sich das Märchen zwischen der ersten und fünften Auflage veränderte, gibt folgende Passage: „Vor einem Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern [...] er hatte so wenig zu beißen und zu brechen, und einmal als große Theuerung ins Land kam, konnte er auch das täglich Brot nicht mehr schaffen.“⁹ In späteren Ausgaben, so in einer Reihe der Göttinger Bücher „Grimms Märchen“ 1950, heißt es sogar im Fall der zweiten Kindesaussetzung: „Nicht lange danach kam abermals eine große Theuerung“. Nimmt man diese Hinweise wörtlich, so kann das nur bedeuten, dass hier auf die Hungerjahre angespielt wird, die um 1812 und zwischen 1815/1818 im ganzen deutsch-

sprachigen Raum, bis in die Schweiz nachweisbar sind.

Auch in der Stadt Kitzingen, die wir hier als Beispiel anführen, gibt es entsprechende Nachweise. Hungerkatastrophen in Zusammenhang mit Krankheiten betrafen die Kitzinger Bevölkerung besonders zu Kriegszeiten durch die damit zusammenhängenden Truppendurchzüge und Einquartierungen. So war es schon im Dreißigjährigen Krieg geschehen, dann wieder zur Zeit der Napoleonischen Kriege, besonders hart ab 1813, als zu diesen Belastungen noch mehr aufeinander folgende Regengänge die Ernte vernichteten.

Dass der ausdrückliche Hinweis auf die „Theuerung“ erst 1843 (und damit sehr spät) in die Fassung der Grimm'schen Märchen aufgenommen wurde, ist nicht weiter verwunderlich. Vermutlich wurde der Begriff vor dem Hintergrund eines aufgrund von Wirtschaftskrisen und Importproblemen ab 1840 erneut beginnenden Pauperismus, der bis in die Zeit um 1860 andauern sollte, erst im Rückblick verwendet. In der Entstehungszeit des Märchens zwischen 1812 und 1819 hatte man aber wohl zunächst keinen Begriff für die neue, durch den Verfall des Geldwertes geprägte Situation, die wir heute Inflation nennen würden.

Wie dankbar musste man vor dem Hintergrund solch katastrophaler Umstände den eigenen Eltern sein, wenn sie nicht

zum letzten Mittel der Kindesaussetzung griffen, um sich des bettelnden Nachwuchses zu entledigen, sondern vielmehr darauf achteten, dass die eigenen Kinder, sobald sie den Schutzraum des elterlichen Hauses verlassen hatten, die vorgegebenen Pfade einhielten. Denn so waren sie keinem abseits des Weges drohenden, manchmal sogar verlockend unberechenbaren Schicksal in Gestalt von ‚Menschenfressern‘ und ‚Hexen‘ ausgeliefert! Noch dazu musste es für Kinder mit solchen Lebenserfahrungen geradezu traumhaft sein, dann ein Haus aus Brot, mit Fenstern aus Zucker und – als Gipfel des Luxus – mit Kuchen (womit teuer gewürzte Lebkuchen gemeint sind) gedeckt vor dem geistigen Auge zu erblicken! Dies war für damalige Kinder eine sicher faszinierende Vorstellung, zumal in der eigenen Wirklichkeit oft nicht einmal genug Brot gegen den schlimmsten Hunger gab! Die Erfindung des Lebkuchenhauses als Gegenentwurf und Schlafraffenlandidyll zu den im 19. Jahrhundert häufigen Hungerjahren dürfte wohl die eigentliche Leistung der Grimms in Bezug auf das Märchen „Hänsel und Gretel“ sein, das zu einem der populärsten Märchen im deutschsprachigen Raum überhaupt werden sollte.

Wie kommt das Hexenhaus nun unter den Weihnachtsbaum?

Das Märchen spielt weder zu Weihnachten noch im Winter. Zwar wurden und werden Lebkuchen auch aufgrund ihrer Haltbarkeit gerne als Wintergebäck hergestellt, aber das kann nicht die einzige Erklärung dafür sein, warum im Verlaufe des 19. Jahrhunderts das zuckersüße Waldhäuschen im Volksbrauchtum zusammen mit dem Weihnachts- oder „Christbaum“ in die weihnachtliche Stube Einzug hielt.



Abb. 5: Lebkuchenhäuschen der Volkskundearbeitsgruppe des Kitzinger Stadtmuseums.

Die Schlüsselszene des Märchens „Hänsel und Gretel“, als sie von der Hexe beim Naschen am Lebkuchenhaus ertappt werden, wurde von Wilhelm Grimm in einem seiner wenigen Kommentare selbst vorgegeben. Sie etablierte sich als festes Darstellungsmodell. Weiterhin wurde von den Illustratoren auch in der Physiognomie ein Hexenstereotyp beachtet, obwohl Hexen unterschiedlichen Ständen angehören konnten. Man folgte der einfachen Prämisse: „Ein hässliches Äußeres lässt auf innere Bosheit schließen.“ Allerdings waren für die Illustratoren der Grimm'schen Märchen althergebrachte Darstellungstraditionen des Volksaberglaubens, wie Hexenflug, die Hexe als Verführerin, Hexensabbat – und sei es nur in der Form eines an die Hauswand gelehnten Reisigbesens – schlecht verwendbar. Heute tritt uns das Hexenhaus in vielgestaltigen Formen und in jüngster Zeit versehen mit immer außergewöhnlicherer Ausstattung entge-

gen. Der Phantasie werden keine Grenzen mehr gesetzt: Besen, Raben, Kröten, Fledermäuse, Katzen haben die Grimm'sche Vorlage längst überholt.

Vielleicht aber liegt hierin die Ursache zur alljährlichen Wiederkehr des Hexenhäuschens an Weihnachten? Denn es stellt sich die Frage, ob nicht das Thema „Hexenhaus“ in der Volkskunst seit dem 19. Jahrhundert gerade deswegen so gerne adaptiert wird, weil sich daran die vielschichtigen Ebenen eines latent vorhandenen, teils althergebrachten Aberglaubens noch einmal, wenn auch unter geänderten Vorzeichen durchspielen lassen. Dies vielleicht sogar, weil es mit zunehmendem Wohlstand immer weiteren Gesellschaftskreisen möglich wurde, sich genau diesen Gegenentwurf zum Hunger als kindlichen Traum in die ‚gute Stube‘ zu holen. Obwohl man die Vorstellung der ‚realen‘ Existenz von Hexen mit der einsetzenden Aufklärung überwunden glaubte, konnte deren Auftreten den Gegenentwurf mit einem wohligen Schauer garnieren, der sich durch die Gestalt der Hexe von selbst ergab. Teil dieses Verhaltens ist auch, dass man zwar mit Relikten des Aberglaubens spielt, aber vergisst, dass diese eigentlich zu den tieferen Wurzeln einer sehr alten Tradition gehören.

Mit diesem Grimm'schen Märchen wurde eine Erzähltradition etabliert, die aus zwei bedenklichen, grausamen Überlieferungen des 17. Jahrhunderts, nämlich den Charles Perrault'schen Kunstmärchen „Brüderchen und Schwesterchen“ und dem „Däumling“, interpoliert wurde. Das Motiv der Hexenverbrennung als ‚verdiente Strafe‘ überdauerte diese Bearbeitung genauso wie das Motiv der ‚Kinderfresserei‘, das vermeintlichen Hexen, wie auch anderen gesellschaftlichen Randgruppen, immer wieder unterstellt wurde.

Stephanie Nomayo M.A. (geb. 1964 Nürnberg) studierte klassische Archäologie, Geschichte und Vor- und Frühgeschichte in Regensburg und Würzburg. 1996 bis 1998 war sie mit der Organisation der Ausstellungen und Öffentlichkeitsarbeit zum Jubiläumsjahr „1250 Jahre Höchberg“ beauftragt. Nach anschließender Ausbildung und Abschluss in „Multimedia-Projektmanagement und Mediendesign“ konzipierte sie seit 2002 das Städtische Museum Kitzingen neu und übernahm 2003 dessen Leitung. Ihre Anschrift lautet: Städtisches Museum Kitzingen, Landwehrstraße 23, 97318 Kitzingen, E-Mail: stephanie.nomayo@stadt-kitzingen.de.

Anmerkungen:

- 1 Es handelt sich um die 839 erstmals erwähnte „*via publica*“, die spätere „*Poststraße*“, die von Brüssel über Frankfurt nach Nürnberg und weiter von dort nach Prag führte. Diese alte Straße, wohl eine fränkische Reichsstraße, mündete aus Würzburg ankommend gemäß Codmanns „*Topographia Kitzingae de anno 1628*“ beim „*Spazertor*“ in Kitzingen. Da das „*Spazertor*“ bereits im 15. Jahrhundert erbaut und dort auch das Geleit an Würzburg übergeben wurde, dürfte auch der Straßenverlauf seit dieser Zeit dort bestanden haben. In älteren Zeiten aber mündete diese alte Fernverbindung offenbar als „*Alte Poststraße*“ nach einem längeren Hohlweg beim Spital in Kitzingen. Das ergibt sich aus einem Hinweis bei Codmann: „*Der Narrenturm, so sehr alten und gleichen Baues mit dem Spacerturm, hat das Tor gehabt, dadurch man nach Würzburg über den Eselsberg gefahren, so man zugemauert, und das Narrenhaus der Enden gemacht.*“ Heute ist die Bundesstraße 8 weitestgehend identisch mit dem Verlauf dieser alten Fernverbindung. Vgl. dazu auch: Frobenius, W.: Altkitzingens Straßen, in: Am fränkischen Herd. Kitzingen 8. u. 15. November 1931; Funk, Wilhelm: Zur Entwicklungsgeschichte der Stadt Kitzingen am Main. Kitzingen am Main 1951.

- 2 Belege dieser historischen Verbindung finden sich im Kitzinger Stadtarchiv bereits für das Jahr 1408 in einem Schiedsspruch Friedrichs II., Burggraf von Nürnberg, der zur Zeiten der Kitzinger Äbtissin Sophia Freiherin von Hohenberg die bestehenden Streitpunkte zwischen Stadt und Kloster – darunter den Neubau des klösterlichen Kaufhauses an jener Stelle, wo heute das alte Rathaus steht – regelt: Stadtarchiv Kitzingen U 105, 1408, Alte Urkundennummer 23, gebunden in Band I 322, Nr. 13. Weitere Urkunden, so z.B. die Beurkundung des Leibgedings der Pfalzgräfin Margaretha bei Rhein und Herzogin von Bayern belegen die direkte Verbindung zu Nürnberg durch die neuen Stadtherren, den „*Markgrafen von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg*“: Stadtarchiv Kitzingen U 53 1449, Alte Urkundennummer 113a, gebunden in Band I 320, Nr. 2. Einen interessanten Hinweis zum Status der Untertanen der Nürnberger Burggrafen findet sich weiterhin in einer Urkunde aus dem Jahr 1521. Hierin bestätigte Kaiser Karl V. den beiden Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg in ihrer Eigenschaft als Burggrafen von Nürnberg den Freiheitsbrief Kaiser Karls IV. aus dem Jahre 1363, wonach kein weltlicher oder geistlicher Untertan der Burggrafen von Nürnberg vor ein fremdes Gericht geladen werden dürfe: Stadtarchiv Kitzingen, U 29 1521, Alte Urkundennummer 207, gebunden in Band I 315, Nr. 48.
- 3 Gemeint ist jene in mehreren Manuskripten erhaltene Lagebeschreibung Kitzingens, die so genannte *Topographia Kitzingae de anno 1628*, angefertigt vom damaligen evangelischen Stadtpfarrer Salomon Codomann. Sie beinhaltet ein Verzeichnis „*der Stöck und Gebauen*“ Kitzingens. Zur Ergänzung wurde der Maler Georg Martin von Dekan Codomann mit der Anfertigung einer detailgetreuen Ansicht der „*Fürstlich Brandenburgischen Hauptstadt Kitzingen am Mainstrom Im Land der Franken*“ beauftragt; vgl. Kopie der Ansicht aus dem 18. Jahrhundert im Städtischen Museum Kitzingen.
- 4 Stadtarchiv Kitzingen ST 56 (1722–25), fol. 2.
- 5 Die Ausführungen zur Entwicklung des Lebküchner- und Konditorenhandwerks in der Marktstraße 26 verdanke ich Herrn Walter Poganietz. Seit 1893 ist das Gebäude im Besitz seiner Familie. Das Kitzinger Konditorei-Museum wurde von ihm persönlich in den Obergeschossen eingerichtet und trägt erheblich zur Attraktivität des Kitzinger Marktplatzes bei.
- 6 Für Hinweise zur Geschichte und Etymologie des Lebkuchens dankt Verf. Frau Lisa-Marie Schneider aus Willanzheim, Mitglied der Volkswissenschaftlichen Arbeitsgruppe des Kitzinger Stadtmuseums.
- 7 Folgenden Hinweis verdanke ich den Recherchen von Herrn Dr. Volker von Hoyningen-Huene: Das Märchen ist als AaTh 327a im Aarne-Thompson-Index verzeichnet. Es hat eine klare Parallele in Charles Perraults Märchen „Der kleine Däumling“, das zahlreiche Einzelheiten der Erzählung enthält (arme Eltern, Hungersnot, Aussetzen im Wald), jedoch als Bösewicht einen „*Oger*“ (später im Deutschen auch Riese oder Menschenfresser) enthält. Die Forschung scheint sich einig zu sein, dass „Hänsel und Gretel“ aus dem kleinen Däumling als Vorläufer hervorgegangen ist, da Perraults Märchen seit dem ersten Erscheinen 1697 weite Verbreitung fanden. Bei dem Däumlingsmotiv deutet die ethnographische Forschung darauf hin, dass es sich um einen sehr alten, auf allen drei Kontinenten der alten Welt verbreiteten Märchentyp handelt. Variationen sind von Westafrika über Nubien, den Nahen Osten, Persien und Indien bis hin nach Japan dokumentiert. Der Aspekt einer Hexe in einem Brothaus im Wald tritt hingegen nur bei den Gebrüder Grimm auf. Wie es zu einer Vermischung des Däumlingsmärchens mit einer Hexengeschichte kommen konnte, ist nicht zu eruieren. Es wird in der Literatur diskutiert, dass die deutschen Zuhörer der Perraultschen Geschichte mit einem „*Oger*“ nicht viel anfangen konnten.
- 8 Die Gebrüder Grimm haben die 1697 von Charles Perrault herausgegeben Märchen gekannt und zum Teil adaptiert. Auf den kleinen Däumling aber sollen sie verzichtet haben, so die gängige Märchenforschung, da die Parallelen zu „Hänsel und Gretel“ zu deutlich gewesen wären; s. auch: Bolte, J./ Polivka, G.: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Bd. 1. Leipzig 1913, S. 115.
- 9 Kinder und Haus-Märchen der Brüder Grimm. 5. Auflage 1843.